Leipziger Volkszeitung — Nr. 28

Feuilleton

Redakteur: Dr. Gustav Morgenstern

Mittwoch, den 4. Februar 1914.

Die Freiheit.

Des Schillerromans dritter Teil.

Von Walter v. Molo.

Nachdruck verboten.

Schillers Blick leuchtete. „Sie haben recht," sprach er und sah neues Land, in der hellen Sonne der Erkenntnis, „jeder Staat ist nur Menschenwerk, der Mensch jedoch ist ein Werk der unerreichbaren, großen Natur! Der Staat ist drum Zufall, der Mensch aber ein zwangsnotwendiges Wesen. Der Staat ist ein Gedankenwerk der Menschenkraft, der Mensch aber ist die Kraftquelle selbst und der Schöpfer des Gedankens, weil in ihm Schönheit, Wahrheit und Recht auf den ewigen Fundamenten der Natur ruhen! Die Natur steht unter dem Verstandsgesetz! Wahrheit und Recht im Menschen sind die Folgen des Weltgeschmackes und dieser ist die Folge der eingeborenen Schönheit." Die Stimme hob sich: „Daher gehet der Weg zur Freiheit nur durch die Schönheit!" Humboldt klug heftig Schillers Hand; dem welterfahrenen Aristokraten fehlte das Wort. Schließlich sagte er heiser und ergriffen:

„So ungefähr schwebten mir die Dinge vor!" Aergerlich brach er ab und sah ins menschenüberfüllte Zimmer, in dem kulturloser Lärm den dicken Rauchnebel und die flackernde Kerzenbeleuchtung bestegte: „Hoch die französische Freiheit," schrie die menschliche Dutzendware zu klingenden Gläsern, „hoch die Revolution!" — „Kant sagt," lamentierte Reinhold verzweifelt, „niemals wird durch eine Revolution wahre Denkreform zustande kommen!" — „Das meine ich auch," schrie Griesbach. — „Kant ist für die Revolution!" — „Hoch die Erfüllerin der Menschenrechte!" — „Ich bin gegen jede Auflehnung," zeterte Reinhold mit reaktionärer Bissigkeit, „haben unsre Väter leben können, wird wohl auch für uns das erprobte Regime gut sein." Protestierend streckten die Widersacher die Hände in die Höhe. Gedankenlose Schwärmerei und Widerspruchssucht, die den Skandal, als Vortäuschung von Originalität, liebt, vermählten sich in den Hirnen mit der Zeitüberhebung zum kritiklosen Rufe: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" — Mit wilder Energie überschrie Frau Griesbach alle: „Noch nie hat so viel Interessantes in der Zeitung gestanden! Noch nie! Sie sollen sich nur weiter metzgern; mir machts Freude!" Wohlig verschränkte sie die dicken Arme, und die Zunge leckte gierig die Mundwinkel aus. Karoline von Humboldt nützte die Müdigkeit der Kehlen: „Mein Mann hat", sagte sie bescheiden, mit klug vorgeneigtem Profil, „den Sitzungen der Nationalversammlung angewohnt." Lächelnd, seines Einverständnisses sicher, wandte sie sich dem Gatten zu. „Lassen Sie sich von ihm erzählen, was für ein Schauspiel die Revolution, für die Gleichheit der Menschenrechte, in der Nähe besehen, ist."

„Ja," schrie die Griesbach und wischte sich lüstern den Mund, „er soll erzählen." Sie drehte sich auf ihrem ächzenden Sessel gegen die Fensternische und setzte sich in Positur. „Vorwärts, Herr Legationsrat!" — „Erzählen!" — „Los!" — „Interessant zum Gruseln!" schloß die kleine Paulus den allgemeinen Aufforderungsschrei; ihre Blicke animierten den unzufriedenen Dozenten.

„Man hat einen adeligen Minister an die Laterne gehängt," sprach Humboldt, mit spöttisch-höflichem Antlitz, vortretend, „um zu zeigen, daß die Freiheit des Pöbels das gleiche leistet, wie die Freiheit der Despoten! Man brauchte drei Stricke, weil zwei rissen. Soll ich weitererzählen?"

„Weiter!" sagte die Griesbach streng.

„Er schrie kläglich um sein Leben, wodurch er seine Gleichheit mit dem Pöbel erwies, den er seinerzeit hatte hängen lassen, und der auch geschrien hatte. Zum Schlusse trug man den blutenden Kopf, zum Beweise der liebevollen und durchgeführten Brüderlichkeit, auf der Pike spazieren." Ein dicker Orientalist, der keine Hörer hatte, rief:

„Trotz allem wird sich die Weltpolitik nur von Frankreich aus verbreiten, das sich die einzig richtige Verfassung der Vernunft gab. Gleiches Recht für jedermann." Erbittert sah er seinen Konkurrenten an, der im Auditorium zehn Hörer hatte. „Es ist ein anmaßlicher Wahnsinn, wenn einer mehr sein will als die andern!" Erschrocken verstummte er, scheu trat er zur Seite: Dicht vor ihm, mitten im Zimmer, stand Schiller, mit blitzenden Augen und rotem Antlitz.

„Die französische Revolution wird ebenso schnell aufhören, wie sie entstand!" sprach er heftig und gewaltig. „Ich beklage es tief, daß jede gute Sache sich hienieden selbst vernichtet, doch dies eherne Gesetz ändern weder Doktrinen noch einseitige Parteistandpunkte! Das Weltgebäude weicht den Kopfgespinsten nicht! Anarchie wird das Ende dieser Volksbeglückung werden, die mit wahrer Freiheit nichts zu schaffen hat! Die Anarchie wird neuen Despotismus gebären!"

Still und stumm saßen sie; für einen Augenblick hielt er ihre Seelen. Dann wehrten sie sich. Eine widerstrebende Stimme sagte: „Woher, stürmischer Herr Hofrat, nehmen Sie Ihre kühne Prophezeiung?"

„Wer die Weltgeschichte in sich erlebte und sie, das Gesetz suchend, durchsieht, weiß, daß die Natur nur durch Wiederholungen ihre scheinbare Mannigfaltigkeit erreicht!" Verächtlich brach Schiller ab: wofür sprach er, vor diesen Oberflächlichen, vom innersten Geheimnis seines Strebens?

„Weil er eine adelige Frau hat," wisperte die Griesbach zur Nachbarin, „redet er so! Er lebt ja auch von fürstlichem Gönnerfeld!" — „Sie lasen es in den Journalen," sprach Schiller stolz, der den häßlichen Gedanken, durch der Frau unaufrichtigen Blick, empfand, „daß man mir ein öffentliches Geldgeschenk machte, um mich für die Menschheit denken zu lassen. Ich bitte, die Legitimation meiner Ansichten davon abzuleiten!"

„Nicht wahr, Hochverehrter," sprach ein Historiker der Jahreszahlen hämisch, „Sie schrieben einmal die ‚Räuber'?" — „Nur Entwicklung, mein Herr, führt zur Menschwerdung!" Schiller drehte den Kopf; es hatte eine Hand, fein und zart, geklopft.

„Die Exzellenz!" sprach ehrfurchtsvoll der Hausherr. Langsam öffnete sich die Tür: Goethe stand auf der Schwelle: hell lächelte das mächtige Haupt. Der Streit verlosch; es gab Verneigungen und Knixe. Herr von Goethe war im einfachen Rock. „Ich bitte, die Plätze zu behalten," sprach er herzlich, sein heiterer Blick überflog den Teezirkel. Die Augen dunkelten. Schiller sah das Zucken des beherrschten Gesichtes, als Goethes Blick auf ihn stieß. Ungeduldig bewegte sich Goethes Rechte, als gäbe er Befehl, etwas Störendes aus dem Zimmer zu entfernen; es blieb bei der Pauschalbegrüßung. Die Exzellenz, die so liebenswürdig eingetreten war, wandte, verfinsterten Antlitzes, den Kopf eingezogen, der Gesellschaft den Rücken: Die überglückliche Frau Paulus genoß die Auszeichnung, in ein verhaltenes Gespräch gezogen zu werden.

„Er ist schlecht aufgelegt," konstatierte Humboldt.

„Der Krieg Oesterreichs und Preußens wider die Revolutionären ist bereits ausgebrochen," sprach hochbefriedigt Griesbach, der außer dem Zimmer geweilt hatte und erleichtert zurückkehrte, „der Exzellenz Diener erzählte eben, er hätte die diesbezüglichen Nachrichten in der Mappe getragen."

„Bei solcher Sachlage wird Wieland nimmer lange für die Revolution sein!" Humboldt lachte.

„Immerhin, er hat bei allen Lächerlichkeiten die deutsche Sprache in der Form bereichert und ist, in seiner Art, ein Mann!"

Schiller warf den Kopf hoch. „Ich lege Wert darauf, dies zu konstatieren, weil ich ihm einmal, im Innern, allzu unrecht tat!"

„Ruhe!" sprach Hufeland, den Kopf nach Goethe gewendet, sagte er höflich: „Einen Augenblick, Exzellenz!" Sie lauschten. In der Gasse hob sich Lärm von Schritten und Stimmen. Metall klang und Pferdehufe klirrten. Stirnrunzelnd sah Goethe zu Boden; was war das wieder? „Die Herren Studenten haben das Haus des Herrn Prorektors gestürmt," erklärte das servierende Hausmädchen und wurde feuerrot, weil es vorhin eine sträfliche Zusammenkunft mit dem Pedellen gehabt hatte, von dem es sein Wissen bezog, „sie wollen wieder, sagt man, wegen der Relegation eines Herren Kommilitonen ausziehen!"

Goethe schüttelte unwillig den Kopf. „Die Jungens sind entsetzlich dumm," sprach er und nützte aufstehend die Gelegenheit: „Kommen Sie, liebe Paulus," sagte er befehlend, „gehen wir in die Hinterstube." Seine breite Gestalt verschwand, eilig fliehend, mit der koketten Frau in der hellen Tür.

„Alter, zu mir!" befahl die erfahrene Griesbach ihrem Mann; rasch räumte sie die Gläser vom silbernen Unterbrett, das sie, wie einen Schild, zwischen ihren Löckchenkopf und das Fenster hielt, vor dem sie saßen. „Bei mir geschieht dir nichts! Komm her!" Schon erscholl der drohende Ruf aus der Gasse: „Lichter aus! Lichter aus!!"

Klirr gingen die Scheiben in Scherben, Steine fielen polternd ins Zimmer, die Winterkälte drang ein. Die Gesellschaft floh in die Hofräume, derweil die Gasse sang: „Burschen heraus!" Strammen Schrittes zogen die neunhundert Studenten, in ihren Reihen Bierkarren und „Munitionswagen", beladen mit Fraß aller Art, in ein Bierdorf. Sporen und Hieber klangen.

„Meine Herren," sprach Schütz im überfüllten Hinterzimmer, „beschließen wir gleich hier, wie wir die Kerls zurückkriegen — ohne Studenten gibts keine Akademie!"

„Die Bursche sind vom Starke aufgewiegelt," sagte Loder seufzend und kratzte sich den Kopf, „weil ich den Relegationsantrag stellte — man kann ihn ja aufheben!" Beistimmend nickten die würdigen Professorenhäupter: Aufheben! Fragend blickten sie zum Geheimrat.

„Meine Herren," sprach Goethe steif, „walten Sie Ihres Amtes; die Verwaltung der Akademie mischt sich grundsätzlich nicht in interne Angelegenheiten des Senates."

„Kommen Sie, Humboldt," sagte Schiller heiser, „gehen wir — man weiß hier nicht, daß die Jugend ohne Erziehung zur Würde nicht tüchtig werden kann. Trinken wir den Tee bei mir." Schon kam Lotte mit dem wollenen Schal geeilt.

„Es ist hier zu kalt für dich," sprach sie. Sie empfahlen sich, widerstrebend hob Goethe den Kopf. Unsicher blickten die scheuen Augen. Er wollte etwas Verbindliches sagen, denn die Rezension aus Schillers Feder, die er gestern gelesen hatte, die hätte er selbst Wort für Wort unterschrieben! War doch im Pathetiker Feinheit des Denkens? Er sprach:

„Das Titelkupfer in Ihrem historischen Werk ist gefällig."

Steif neigte Schiller den Kopf. „Die Anerkennung zeichnet den Kupferstecher aus." Er ging. Betroffen senkte Goethe das Haupt. Freundlich-dankbar lächelte er, als ihm die kleine Paulus hilfreich die Hand auf den Arm legte, mit der Bitte, ihr zu sagen, was für ein Kostüm er für die Redoute empfehle.

„So eine Art Eisgelchen mit Teufelsallüren, mein Kind."

Hämmernden Pulses trat Schiller ins Freie. Einige „Laubfrösche" von der Wache suchten, unter dem Befehl eines Unteroffiziers, mit Laternen emsig die dunkle Gasse ab. Vielleicht hatten die Studenten beim eiligen Auszug etwas „zu Deponierendes" verloren! Gebückt zickzackten die Laternenträger den Schillerschen Heimweg entlang. „Ich werde zu Freund Körner reisen," sprach Schiller, und sein Atem quoll fremd in die Dunkelheit, „mich sehnet nach Gesprächen eines offenen Menschen. Hier lebt nicht einer, der meine Gedanken förderte." Warm war Humboldts Antwort. „Ich hoffe, im nächsten Jahre in Jena zu leben." Er unterrichtete seine fragend aufsehende Frau vom momentan entstandenen Entschluß durch die Frage: „Wärs hier nicht sehr nett?"

„Ach ja, Wilhelm."

Lotte Schiller hing eng und glücklich am Arm ihrer Freundin. „Man muß die wenigen Menschen, die uns lieben, festhalten," sagte sie.

„Halte sie," sprach Schiller hart, „ich reise, bis Humboldt kommt, zu Körner."

— — — — — — — — — — —

„Nicht wahr," rief der dickgewordene Körner hocherfreut in seiner Studierstube zu Dresden Schiller zu, „Kant ist ein Fürst des Denkens! Wie glücklich bin ich, daß du nun ganz zu ihm fandest!" Voll Begeisterung rekapitulierte er, selig, daß sein alter Schiller zuhörend neben ihm saß, das Ergebnis der Studien: „Kant sagt: Die eine Seite jedes Wesens ist individuell, bei jedem Menschen anders, dorthin gehören unsre Sinnesempfindungen, Gefühle, Sympathien und Antipathien. Diese a posteriori-Eigenschaften liegen nicht von der Geburt an in uns; sie sind angelebt. Dafür aber ist das zweite Wesen in uns allen Subjekten gemeinsam, das Sittengesetz, das gehört der Gattung, das liegt daher von vornherein in jedem Menschengeiste bereit, es ist a priori vorhanden und nach ihm müssen wir letzten Endes handeln."

„Diesen Ausdruck des „Müssens", diesen kategorischen Imperativ, tadle ich, weil er das sittliche Gesetz zum Schulmeister erniedrigt," sprach Schiller grübelnd. Ganz fern, am Horizonte seines Denkens, stand der Wallenstein, dessen Schicksal sich nicht so schloß, „das „Müssen" ist gut für dumpfen Knechtsinn; der wahre Mensch handelt aus freier Wahl, in ihm ist die sinnliche Natur dem Geiste nicht als Last, sondern als Helfer zu höherem Selbst beigesellt."

„Willst du Kant verbessern?" fragte Körner, mit unbewußtem Anhauch künstlerischer Empfindlichkeit.

„Kant sprach das aus, was sich, dumpf in mir tastend, nicht ans Licht getraute; das ist die höchste Liebestat, die ein Geist dem andern tun darf. Ich bin in allem einig mit ihm, ich sehe nunmehr ruhig die Tatsache des zerfleischenden Widerspruches zwischen dem, was der Mensch tut und dem, was er tun sollte, doch — ich habe zu schaffen. Nicht zu bewundern, sondern auszubauen! Meine Form dieser Erkenntnis zu suchen, die Art, mit der ich meine Erhellung den andern zu vermitteln vermag. Die geistigen Erkenntnisse, Körner, müssen im Menschen, der künstlerisch schafft, Natur werden, ehe er richtig schafft."

„Es freut mich, Schiller, daß du das Wort: Kunst gebrauchst! Ehrlich gestanden: Du warst mir in deinen Briefen zu philosophisch geworden. Das ist für Menschen, wie mich, die kein schöpferisches Talent haben; der praktische Künstler reicht mit der Einbildungskraft aus! Sieh Goethe!" Absichtlich berührte Körner das heikle Thema: er verstand Schillers dauernde Negation dieses bedeutenden Maines nicht. War das klug? Zwei, die sich stützen sollten, mieden einander?

„Auch Herr v. Goethe wird sich zur Aufrichtigkeit bequemen müssen, will er der ganz sein, der er sein kann. Vielleicht schenkt die Kriegsfurie ihm endlich die Einsicht."

„Wie kommt Herr von Goethe ins Kriegslager?" unterband Körner die heraufbeschworene Debatte; er fürchtete Schillers Temperament, „wir verwunderten uns sehr, als eure Nachricht eintraf! Jetzt ist er wohl schon gar im Feindesland?"

„Man erzählt, er wäre auf ausdrücklichen Wunsch des Herzogs ins Feld gezogen." Abschließend hob Schiller den Kopf. „Jedenfalls führt er zurzeit körperlichen Krieg und ich geistigen! Bleiben wir bei der Philosophie!" Körner sah, daß es besser sei, das Goethethema fallen zu lassen. Verstimmt sagte er:

„Zuviel Philosophie ist der Kunst schädlich."

„Philosophie und Kunst sind, in der höchsten Höhe, eines!" sprach Schiller stolz, „jede Geistesleistung dient einem Letzten, Rätselhaften in uns, das wir hilflos Seele nennen, weil wir kein anderes Wort erfanden. Nur wer sich darüber klar ist, wer dem Unfaßbaren kühn ins Antlitz blickt, ist Mann, und nur wer Mann ist, ist vollwertig im Reiche der Kunst. Ich werde erst wieder künstlerisch schaffen, bis ich die Welt begreife, dazu treibe ich Philosophie! Begreife ich die Welt, so begreife ich mich in der Welt und die Welt in mir. Ich kann nur schaffen, wenn ich klar bin, wenn ich meine letzte Persönlichkeit erarbeitet habe."

„Ich las diese, deine Meinung letzthin in der scharfen Abwehr der Gedichte des armen Bürger."

Hart schlossen sich Schillers Lippen. „Wieso: arm?" fragte er kurz.

„Er ist zu Tode krank und drum in seiner Dichtung gebrochen, die er, des Hungers wegen, nicht lassen darf."

„Körner! Kunst hat mit Humanität nichts zu schaffen! Hätte mich das nordische Geldgeschenk nicht erreicht, ich wäre verhungert, meine Kunst aber hätte ich nicht entweiht, um Brot zu haben."

„Du magst absolut im Rechte sein," wog Körner; nachdenklich bewegte er seinen frühen Graukopf, derweil durch die Stubentür seines Söhnchens Kindertrompete lärmte, „vielleicht werde ich wirklich in meinem Aktenstaub zu nachsichtig; aber: ich denke jetzt eben so. Die Pariser Schreckensnachrichten stimmen mich seit Monaten erregt und ruhebedürftig; ich habe mit allen Menschen Mitleid und zittere, wenn ich die Zeitung aufschlage, vor der neuen unfaßbaren Roheit dieses Pöbels, der unser armes Deutschland schon gedanklich verheert. Gott gnade uns, wenn die Revolutionsheere siegreich blieben."

„Auch ich habe gezittert," sprach Schiller, „doch jetzt bin ich sehend im Zeitereignis und ich werde desto eher handeln, da ich durch meine Jugendschwärmerei selbst zur Trübung des Denkens im Sinne dieser Revolution beitrug; die Sühne darf nicht aufgeschoben werden! Sieh, Freund," sagte er sarkastisch, „wir kommen doch wieder auf das frühere zurück: Haben diese Revolutionäre, die jeden Verdächtigen hinmetzeln, nicht auch das Kantische „Müssen" zur Reinheit, die innere Nötigung zum Guten in der Form des befehlenden Sollens in sich? Und doch sind es Tiere, Rohstoff, aus dem erst das Wesen erzogen werden muß, das gut ist, weil es gut sein will. Ich werde der Menschheit die Augen öffnen."

„Philosophisch oder künstlerisch?" fragte Körner.

„Gleichgültig die Form, wenn der Inhalt heilend ist!" Schiller warf den Kopf zurück. „Meinst du, daß Göschen die Erziehungszeitschrift, die ich vorschlug, nicht machen will; er war zähe im Antworten?"

„Auch ich bin der Ansicht, daß es klüger wäre, einstweilen abzuwarten und zu schweigen," verteidigte Körner bedächtig seinen verlegerischen Freund, „man weiß noch nicht, was eigentlich werden wird."

„Nie wäre ein Schritt zur menschlichen Verbesserung geschehen, wenn stets die Freigesinnten abwartend geschwiegen hätten! Was werden wird? Der letzte, zerstörende Volkswirrsinn ist das Ende, wenn wir nicht steuern! Schuldig jeder, der nicht eiligst beginnt, die rettende Mauer aufzuführen, die den Brand des Menschenherzens dämmt. Soll es neuerlich in Tierheit fallen?" Todblaß schwieg Schiller; Körners Blick sank zweifelnd und bedrückt zu Boden, derweil draußen die Kindertrompete zur Schlacht rief.

(Fortsetzung folgt.)

Probleme der modernen Physik.

Die Entwicklung der modernen Physik ist von den Vorgängen ausgegangen, die sich bei dem Durchgang von hochgespannter Elektrizität durch Gase abspielen. Wenn wir einen Glasstab mit einem Seidenlappen reiben, so wird der Glasstab positiv elektrisch; das Reibzeug dagegen, also der Seidenlappen, wird negativ elektrisch. Allerdings ist mit der so gewonnenen Elektrizität nicht allzuviel anzufangen; denn es ist nur sehr wenig, was wir da erhalten. Größere Mengen von verstärkter, also hochgespannter Elektrizität liefert uns ein Funkeninduktor. Dieser hat zwei Pole, die man auch Elektroden nennt; auf dem einen dieser Pole sammelt sich die positive, auf dem andern die negative Elektrizität an. Bringen wir die beiden Elektroden unsres Funkeninduktors, der mit dem Strom der elektrischen Lichtleitung gespeist werden kann, nahe aneinander heran, so springt zwischen ihnen ein heller Funken über. Wir entfernen jetzt die Elektroden voneinander, und bald hört das Funkenspiel auf. Der Abstand der Pole ist jetzt zu groß geworden, und damit hat sich der Widerstand, den die Luft dem Ausgleich der positiven und negativen Elektrizität entgegensetzt, so vergrößert, daß er von unserm Apparat nicht mehr überwunden werden kann. Der Zwischenraum zwischen den Polen enthält zu viel Luft. Diesen Ueberschuß an Luft können wir mit einer Luftpumpe entfernen. Wir benutzen für die folgenden Versuche eine Glasröhre, in deren beiden Enden je ein Platindraht eingeschmolzen ist. Diese beiden Drähte sind jetzt die Elektroden, die wir durch isolierte Kupferdrähte mit den Polen des Funkeninduktors verbinden. Durch einen seitlichen Ansatz steht unser Rohr mit einer Luftpumpe in Verbindung, und es kann auf diese Weise die Luft allmählich aus dem Rohr entfernt werden. Die Entfernung der Elektroden ist größer gewählt als die größte mögliche Schlagweite unsres Induktors beträgt.

Beobachten wir nun einmal im verdunkelten Zimmer, was geschieht, wenn wir jetzt den Funkeninduktor in Betrieb setzen. Eine Zeitlang können wir die Luft aus der Röhre pumpen, ohne daß eine Lichterscheinung auftritt. Dann aber geschieht etwas sehr Merkwürdiges und völlig Unerwartetes. Von der positiven Elektrode, Anode genannt, geht in unsrer Röhre ein breites, verwaschenes, bläulich gefärbtes Lichtband bis zur negativen Elektrode, der Kathode hinüber.

Während durch die Arbeit der Luftpumpe die Luft in der Röhre immer stärker verdünnt wird, wird dieses bläuliche Lichtband, das man als positive Lichtsäule zu bezeichnen pflegt, immer schmaler und zugleich an seinen Rändern schärfer begrenzt; auch reicht es jetzt nicht mehr ganz bis an die Kathode heran. Vielmehr liegt zwischen dem Ende der positiven Lichtsäule und der Kathode ein nicht von Licht erfüllter, also dunkler Raum. Diesen Raum nennt man den Faradayschen Dunkelraum. An der Kathode selbst zeigt sich ein kleines, ziemlich schwaches Lichtbüschel, das rosa gefärbte negative Glimmlicht. Entfernen wir immer mehr Luft aus der Röhre, so wird die positive Lichtsäule immer kleiner, der Faradaysche Dunkelraum immer größer; und schließlich ist von der ganzen positiven Lichtsäule überhaupt nichts mehr zu sehen. In dem Augenblick aber, in dem dieses eingetreten ist, also der Faradaysche Dunkelraum das ganze Innere der Röhre erfüllt, gibt es für uns etwas besonders Interessantes zu beobachten. Jetzt nämlich sehen wir an der Stelle, die der Kathode gerade gegenüber liegt,

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id394414608-19140204/11 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG